

Abwertung als Katalysator der Identitätsbildung – Analogien zwischen Ostdeutschen und muslimischen Migrant*innen

Daniel Kubiak

Beitrag zur Ad-Hoc-Gruppe »Ostdeutsche Verwerfungen: Der lange Schatten der ökonomischen Abwertung«

Dieser Beitrag startet mit einer These: In Deutschland wird politische Einheit mit kultureller Einheit gleichgesetzt. Sandra Matthäus und ich haben das in unserem Sammelband von 2016 als „Einheitsfiktion“ bezeichnet (Matthäus und Kubiak 2016). Wir behaupteten: „Ostdeutschland“ kann als diskursiver Knotenpunkt betrachtet werden, an dem verschiedene „Phänomenbereiche und Problemkomplexe“ gebündelt auftreten. Je genauer wir also verstehen, wie mit den „Ostdeutschen“ nach der Wiedervereinigung verfahren wurde und wie sich dies auf die Nachfahren („Ostdeutsche“, die nach 1990 geboren wurden) auswirkte, desto besser verstehen wir auch, wie die Prozesse von „Integration“ von jungen „Ostdeutschen“ und „Menschen mit Migrationshintergrund“ funktionieren können.

Der Umfang des sozialwissenschaftlichen Forschungsbestandes zu „Ostdeutschen“ ist groß. Daher werde ich mich hier nur auf die Teilaspekte der Forschung beziehen, die für die Beantwortung der Forschungsfrage relevant sind. Unter anderem wurden „Ostdeutsche“ von Frank den Hertog als „Minderheiten im eigenen Land“ (2004) oder durch Rebecca Pates und Maximilian Schochow als „symbolische Ausländer“ beschrieben (2013).

Ostdeutsche waren in den mehr als 30 Jahren der deutschen Einheit vor allem immer wieder einer Erfahrung ausgesetzt: eine andauernde diskursive Abwertung, wie unter anderem Thomas Ahbe (2004), Wolfgang Engler (1999, 2002) oder Oliver Hollenstein (2012) beschrieben haben. Auf diesen Aspekt der Ostdeutschlandforschung wurde in den vielen Veröffentlichungen zu „Ostdeutschland“ nur wenig Bezug genommen. Die soziologischen Abhandlungen nach der Wiedervereinigung konzentrierten sich vor allem auf den Aspekt der „nachholenden Modernisierung“, wie ihn Rainer Geißler (2014) prägte. Dies zeigt auch schon exemplarisch, wie der „Osten“ und „Ostdeutsche“ eingeordnet werden. „Ostdeutsche“ seien rückständig und noch nicht vollkommen in der Moderne angekommen. Konzentriert wird sich auf die vielen sozialstrukturellen Kennzahlen, aber auch auf die unterentwickelte demokratische Zivilgesellschaft, die sich noch nicht an die Verhältnisse im Westen angleichen konnten. Der Jahresbericht zum Status der deutschen Einheit arbeitet im jährlichen Rhythmus auf, wie weit die wirtschaftliche, sozialstrukturelle und zivilgesellschaftliche Angleichung des „Ostens“ an den „Westen“ vorangeschritten ist. Ähnliche Diskurse finden sich zu „migrantisierten“ Personen in der Bundesrepublik. Auch hier wird unter dem Duktus der Integration auf Kennzahlen geschaut, die vermeintlich anzeigen, ob „migrantisierte“ Personen erfolgreich in der Schule oder auf dem Erwerbsarbeitsmarkt sind. Die Defizite werden dabei besonders hervorgehoben (Foroutan, Kubiak 2018).

Für meinen Beitrag behaupte ich, dass auch „Ostdeutsche“ mit einem Ansatz aus der postkolonialen Theorie betrachtet werden können: dem Konzept des „Othering“. Edward Said schreibt in seinem Buch *Orientalism* von einer vor allem durch Wissenschaft diskursiv hergeleiteten Dichotomisierung des „Westens“ (Okzident) und des „Ostens“ (Orient). Es kommt zu einer Gegenüberstellung von dem, was „wir“ sind und dem was „die“ sind. Inhaltlich wird dies meist mit dem aufgeklärten, zivilisierten und demokratischen „Okzident“ und dem unzivilisierten beziehungsweise zu zivilisierenden „Orient“ verbunden. Said meint mit diesen Begriffen vor allem den europäischen und nordamerikanischen „Westen“ und den „Nahen Osten“ als gegenüberliegende Pole (Said 2012 [1978]).

Ich möchte die Dichotomisierung der Welt in „Ost“ und „West“ seit dem „Kalten Krieg“ mit der Perspektive des Orientalismus betrachten. In dem interessanten Fall „Ostdeutschland“ war die DDR beziehungsweise „Ostdeutschland“-Forschung jahrelang von „westdeutschen“ Forscher*innen dominiert, die den Diskurs über den „Osten“ prägten. Nach Gayatri Spivak (1988, 1985) ist ein wichtiger Aspekt in der postkolonialen Theorie die Frage, ob es eine hegemoniale Gruppe gibt, die den Diskurs so bestimmen kann, dass eine Gruppe als „normalisiert“ gilt und weitere Gruppen durch „Othering“-Prozesse subalternisiert werden. Diese Form des „Othering“ war in der Kolonialzeit präsent und führte dazu, dass die vom „Othering“ betroffenen Personen nicht in der Lage waren, in den Diskurs einzugreifen und somit selbstbestimmt zu sprechen und zu handeln.

Einige Forscher*innen haben sich dem „Osten“ Deutschlands schon aus einer postkolonialen Perspektive genähert. Zu nennen wäre hier das Buch des Filmwissenschaftlers Paul Cooke (2005), der die DDR als „westlich kolonialisiert“ bezeichnet, oder Raj Kollmorgen (2011), der nach einer möglichen Subalternisierung der „Ostdeutschen“ fragt. Die Soziologin Christiane Wilke (2016) hat in ihrem Aufsatz „die Orientalisierung des ‚Ostens‘“ durch die deutsch-deutschen juristischen Auseinandersetzungen um Rechtsstaat und Rechtsstaatlichkeit, sowie Unrecht und Unrechtsstaat nach der Wiedervereinigung aufgezeigt. Als Ergebnis beobachtet sie, dass selbst in der Nachwende-Rechtsprechung der „Osten“ als rechtsfreier Raum konstruiert wurde und damit vor allem die eigene Identität als westdeutscher Rechtsstaat gefestigt werden sollte. Ähnlich geht der Soziologe Jeremy Straughn (2016) vor, der sich – ebenfalls aus einer postkolonialen Perspektive – damit auseinandersetzt, wie sich noch heute der „Osten“ vor allem in bestimmten Gebäuden oder Verhaltensweisen wiederfinden lässt. Auch der Sprach- und Politikwissenschaftler Kersten S. Roth und der Soziologe Matthias Quent haben den „Westen“ als „Normal-Null“ (Roth 2008) beziehungsweise „Normalfall“ (Quent 2015) bezeichnet, von dem der „Osten“ als abweichend konstruiert wird. Kathleen Heft hat eine bisher unveröffentlichte Dissertation vorgelegt, die sich dem Othering anhand von Diskursen über Kindsmörderinnen nähert.

Meine Forschungsergebnisse sollen zeigen: Die Post-Wende-Geborenen, also „Ostdeutsche“ und „Westdeutsche“, die zwischen 1990 und 1995 in den neuen oder alten Bundesländern geboren wurden, nehmen dieses „Othering“ wahr und tragen diese Zuschreibungen und Erfahrungen weiter.

Forschungsmethoden und Erhebung

Die hier im Folgenden ausgewerteten Daten sind Teil meines Promotionsprojektes an der Humboldt-Universität zu Berlin. Der Fokus der Daten liegt auf der Frage, wie „ostdeutsche“ und „westdeutsche“ Identitäten konstruiert werden und in der sozialen Praxis eine Wirkmächtigkeit erhalten. Auf das große Spektrum der Identitätstheorien und die umfangreiche sozialwissenschaftliche Diskussion zu Identitätsforschung werde ich in diesem Beitrag nicht weiter eingehen.

Für das Projekt habe ich Imitation Games in Berlin, Bremen und Rostock mit insgesamt 84 Teilnehmer*innen durchgeführt. Die Datenerhebungsmethode Imitation Game (IMGAME) wurde im Rahmen des ERC-geförderten Projektes „A New Method for Cross-Cultural and Cross-Temporal Comparison of Societies“ von 2010 bis 2015 an der Cardiff University entwickelt. Aufbauend auf der Idee des „Turing-Testes“ (Turing 1950) treten Personen an Computern über einen Server miteinander in Kommunikation. Dabei wird als theoretische Grundlage der wissenschaftssoziologische Diskurs der Interactional Expertise genutzt (Collins, Evans 2007). Es wird behauptet, dass das Imitation Game messen kann, ob Expertise auch in Interaktionen erlangt werden kann, ohne selbst Praktiker*in zu sein (man kann zum Beispiel Musikjournalist*in sein ohne ein Instrument spielen zu können). Demnach entscheidet das eigene Wissen über die andere Gruppe darüber, wie erfolgreich imitiert werden kann, Teil dieser Gruppe zu sein. Die Personen wurden nach den für das Projekt relevanten Kategorien in zwei Spielgruppen aufgeteilt (in diesem Fall „neue Bundesländer“ und „alte Bundesländer“) und versuchten jeweils die „eigene“ Gruppe zu erkennen und die „andere“ Gruppe zu imitieren. Dafür wurden die Teilnehmer*innen zu sogenannten Proxy-Researcher*innen, das heißt sie entschieden selbst, welche Fragen sie stellten und welche Antworten sie gaben. So bietet die Methode den Teilnehmer*innen auch die Möglichkeit, die Konstruktion der Kategorien, nach welcher die jeweiligen Gruppen durch die Forschenden eingeteilt wurden, selbst zu thematisieren und zu hinterfragen (Collins et al. 2015).

Die Annahme im Vorfeld des Imitation Games beruht darauf, dass es der jeweiligen Minderheiten-Gruppe im Imitation Game besser gelingt zu imitieren, ein Teil der Mehrheit und damit der gesetzten Norm zu sein. „Ostdeutsche“ können als Minderheit bezeichnet werden, da sie sowohl diskursiv, als auch bei der Verteilung von Macht- oder ökonomischen Ressourcen marginalisiert sind. „Ostdeutsche“ sind in elitären Positionen unterrepräsentiert (Dax-Vorstand, Chefredaktionen der großen Tages- oder Wochenzeitungen, Bundeskabinett, diplomatischer Dienst). Sie sind als Gruppe außerdem im bundesdeutschen Durchschnitt ökonomisch stark benachteiligt. Die Minderheitenposition trifft für Ostdeutsche innerhalb der Ost-West-Differenz zu. Bei einer intersektionalen Betrachtung können beispielsweise aber auch *weiße*, männliche oder heterosexuelle „Ostdeutsche“ wieder Teil einer hegemonialen Gruppe sein (zum Beispiel im rassistischen und sexistischen Kontext).

Zusätzlich zu den IMGAMES habe ich Gruppendiskussionen in ost- und westdeutschen Großstädten mit Fokusgruppen in einer Größe von jeweils rund fünf Personen durchgeführt. Für die Organisation und Auswertung dieser Diskussionen habe ich mich an Siegfried Lamnek (2005) orientiert. Ich gehe davon aus, dass die Teilnehmer*innen somit in der jeweiligen „Hälfte“ der Bundesrepublik einen Großteil ihrer regionalen Sozialisation erfahren haben. In den Gruppendiskussionen lassen sich zusätzlich interne Gruppeneffekte herauslesen, die in der Face-to-Face-Kommunikation entstanden sind. Zudem ist es spannend zu beobachten, wie die Gruppe die durch mich als Forscher vorgenommene Kategorisierung „ostdeutsch“ beziehungsweise „westdeutsch“ diskutiert. Ich möchte mich bei der Datenauswertung für diesen Beitrag vor allem auf die Gruppendiskussionen konzentrieren.

Die Diskussionen fanden in den Jahren 2015 und 2016 statt. In den „ostdeutschen“ Städten habe ich die Diskussion mit Personen durchgeführt, die in den neuen Bundesländern sozialisiert wurden und in den „westdeutschen“ Städten, mit Personen aus den alten Bundesländern. Die kleinste Gruppe bestand aus drei Teilnehmer*innen und die größte aus sieben. Die Diskussionen fanden immer in Räumen der jeweiligen Universität statt. Die Teilnehmer*innen waren ausnahmslos Studierende.

Die einzelnen Gruppendiskussionen gliederten sich in drei große Themenblöcke. Jeden Block habe ich narrativ eingeleitet und nur selten Zwischenfragen gestellt. Block eins hatte den Begriff Identität zum Thema. Die Teilnehmer*innen diskutierten darüber, was dieser Begriff für sie bedeutet. In Block zwei wurde diskutiert, welchen Selbstbezug die Teilnehmer*innen zu „deutscher“ Identität haben. In

einem dritten Block wurde gefragt, wer sich einer „west-“ oder „ostdeutschen“ Identität beziehungsweise einem Ostdeutschsein oder Westdeutschsein zugehörig fühlt.

Die Diskussionen wurden transkribiert, anhand der qualitativen Inhaltsanalyse nach Philipp Mayring (2007) zunächst nach ihren Inhalten vorstrukturiert und schließlich ausgewertet. Im Folgenden stelle ich die Diskussionsstränge vor.

In einer groben Auswertung der Imitation Games zeigte sich vor allem, dass es den Teilnehmer*innen, die in den alten Bundesländern geboren wurden, schwerfiel, das Spiel zu spielen. Sie fanden nur sehr wenige Fragen, von denen sie annahmen, dass sie *nur* von „Westdeutschen“ beantwortet und von „Ostdeutschen“ nicht oder nur schwer imitiert werden können. Dies lässt vermuten, dass die Personen, die durch mich als westdeutsch kategorisiert wurden, über kein gemeinsames exklusives Wissen verfügen. Teilnehmer*innen aus den neuen Bundesländern fiel es dagegen durchaus leichter zu imitieren, als auch Fragen zu finden, mit denen sie die Distinktion von „Ostdeutschen“ und „Westdeutschen“ vornehmen konnten.

Die Auswertung der Imitation Games ergab, dass die „Ostdeutschen“ nicht nur subjektiv wahrgenommen haben, dass ihnen das Spiel leichtfiel. Es gelang Ihnen tatsächlich häufiger die „westdeutschen“ Imitator*innen zu erkennen.

Wie oben beschrieben, sind in dem Kontext meiner Forschung „Ostdeutsche“ als Minderheit im Ost-West-Diskurs verortet. Demzufolge ist davon auszugehen, dass dieser Diskurs in der Bundesrepublik durch eine „westdeutsche“ als normalisiert empfundene Position bestimmt wird. Diese Wahrnehmung lässt sich auch in den Gruppendiskussionen wiederfinden. Anhand von zwei Beispielen möchte ich dies verdeutlichen.

Erstens berichten „Ostdeutsche“ von dem Gefühl der Abwertung ihres Ostdeutschseins. Dies geschieht vor allem durch Persönlichkeiten aus den Medien. Dazu zwei Teilnehmer*innen aus Rostock.

Teilnehmer*in 1:

„Was mich besonders ankotzt, sind Komiker, die ähm, oder Unterhaltungskünstler, ich nehm' als Beispiel Stefan Raab. Der macht, der kann keine Woche tvtotal machen ohne einen Witz über Ostdeutsche. Neulich kam, Genscher, irgend son tvtotal-Nippel über Genscher und da hat er dann nur gesagt, dass der größte Fehler von ihm war, dass er damals nach Prag gereist ist. Also vom Ding her. Das unterstützt das halt immer so, das ist so unterschwellig: Jetzt machen wir mal da Witze drüber.“

Teilnehmer*in 2:

„Was mich halt stört an dieser Ostkritik, nenne ich es jetzt einfach mal, ist halt, dass sie mehr flach ist und ich habe so den Eindruck, dass das Gebiet der ehemaligen DDR heute einfach als so ein riesiges Problemviertel dargestellt wird. Deutlich weniger Migranten als das Klischee eigentlich hat, einfach um den Leuten hier klar zu machen, aber auch den Leuten im Westen klar zu machen: Ja, da war schon immer alles irgendwie schlecht, die Leute hatten schon immer irgendwie nichts und mussten sich immer an irgendwelchen, so an Rassismus festhalten, weil sie haben sonst nix anderes, müssen nach unten treten. Also einfach auch die Geschichte Ostdeutschlands, 40 Jahre DDR einfach vollkommen zu delegitimieren. Und auch dieser Niedergang Ostdeutschlands, also diese starke De-Industrialisierung Anfang der Neunziger und die damit verbundene Massenarbeitslosigkeit und so, einfach in Vergessenheit rücken zu lassen. Und hm einfach, naja, war schon immer, die Osis hatten schon immer nichts

und das ist jetzt die Wahrheit. Also das ist so der Eindruck, den ich habe, der erzeugt werden soll.“

Diese wahrgenommene Abwertung führt zu einem verstärkten Zugehörigkeitsgefühl zum Ostdeutschsein, wie es diese Diskussionsteilnehmerin aus Rostock darstellt.

Teilnehmer*in 3:

„Also ich sag nicht aktiv, hej ich bin aus dem Osten, aber quasi wenn es woanders kommt und wenn wer anderes sagt, das ist total scheiße. Dann denke ich mir schon, na ich bin ja schon von hier und ich weiß, es ist anders. Und es hat vielleicht auch irgendwie mit diesem Grundgedanken zu tun, dass es ja auch schon irgendwie eine Form. Ja doch. Eigentlich ist es schon eine Form von Diskriminierung und Rassismus. Und das finde ich halt allgemein kacke. Und deswegen ist es für mich auch so. Das find ich nicht gut, egal von welcher Seite das kommt. Also ich mag es nicht, wenn Osis was gegen Wessis sagen und anders herum auch nicht.“

In diesem Teil der Gruppendiskussion findet sich auch die „Einheitsfiktion“ wieder. Die Teilnehmer*innen äußern vorab, dass die Unterscheidung zwischen „Ostdeutschen“ und „Westdeutschen“ eigentlich keine Rolle mehr spielen sollte – insbesondere nicht in ihrer Alterskohorte. Sie hätten gute Freund*innen aus allen Landesteilen. Des Weiteren stellen sie immer wieder in der Gruppendiskussion fest, Deutschland sei doch schon vereinheitlicht und es gäbe demnach kaum noch Differenzen. Ihre Eltern seien von dem differenzorientierten Denken noch stärker betroffen, aber unter den jungen Leuten sei das unproblematisch. Die Teilnehmer*innen sehen also die politische Einheit auch durch eine kulturelle Einheit vollzogen und finden dies scheinbar wichtig. Gleichzeitig gibt es eben doch die Erfahrung, dass „Ostdeutschsein“ nach Wahrnehmung der Diskussionsteilnehmer*innen im bundesdeutschen Gesamtdiskurs negativ konnotiert ist. Das sorgt dafür, dass eine gewisse Solidarität mit und eine Zugehörigkeit zu der Gruppe der „Ostdeutschen“ hergestellt wird. Durch die Fremdidentifikation als „Ostdeutsche“ wird so eine Selbstidentifikation geschaffen. Eine Beobachtung, die sich auch in den postkolonialen Theorien, zum Beispiel bei Stuart Hall (1994), wiederfinden lässt. Aus der vergleichenden Perspektive ist der „Osten“ hier ein guter diskursiver Knotenpunkt, um zu erklären, wie eine symbolische Abwertung (Matthäus 2019) zu einem stärkeren Zugehörigkeitsgefühl zu dem nichtdeutschen Bezugspunkt auch bei „Menschen mit Migrationshintergrund“ führen kann.

Als zweites Beispiel möchte ich den Diskussionsverlauf in den „westdeutschen“ Großstädten darstellen. In den Aussagen der Teilnehmer*innen zeigt sich im Gegensatz zu den „ostdeutschen“ Gruppen tatsächlich keine Selbstidentifikation als „Westdeutsche“. Zugehörigkeit wird hier vor allem über regionale Identität (zum Beispiel Norddeutsch in Bremen) hergestellt. Werden sie nach *Westdeutschsein* befragt, beginnen die Teilnehmer*innen eher über die Unterschiede zu „Ostdeutschen“ zu sprechen und ordnen diese ein. Dazu ein*e Teilnehmer*in in Bremen:

Teilnehmer*in 4:

„Ja, da würde mir zum Beispiel persönlich, also so spontan gar nicht so viel einfallen, weil ich mich nicht direkt als, also so wenn ich über meine Identität nachdenke, würde ich mich jetzt nicht primär als Westdeutsche identifizieren, deswegen, also ich würde so ein paar Klischees, würden mir so einfallen. So westdeutsch-ostdeutsch, aber jetzt nicht so, wo ich mich so persönlich, wo ich mich unbedingt hinschreiben würde.“

Auch hier findet sich die beschriebene „Einheitsfiktion“ wieder. Die Diskutant*innen in den „westdeutschen“ Diskussionsgruppen sagen, dass es keine Unterschiede mehr gäbe. Die Unterschiede ließen

sich eher an anderen Kategorien festmachen (zum Beispiel am Süd-Nord-Gefälle). Der Unterschied zu den „ostdeutschen“ Gruppen liegt darin, dass sie keine Abwertung und kein „Othering“ ihrer eigenen Herkunft als „Westdeutsche“ erleben und auch im weiteren Gesprächsverlauf kein „westdeutsches“ Zugehörigkeitsgefühl erwähnen. Angesprochen auf westdeutsche Identität berichtet ein Teilnehmer in der „westdeutschen“ Gruppe von einer Erfahrung, in der ein Schüler aus den neuen Bundesländern in die „westdeutsche“ Schulklasse kam und auf Grund seiner Herkunft „keine leichte Zeit“ im Schulalltag erlebte:

Teilnehmer*in 5:

„Und ich glaub' der hat das schon von einigen Mitschülern durchaus zu spüren bekommen. Also es gab dann doch auch Andeutungen in die Richtung. [...] Und dann sind mir auch von meinen Eltern, also speziell von meiner Mutter, teilweise ganz komische Ressentiments aufgefallen. Also dass sie dann so alltägliche Dinge, weiß nicht, die Leute einfach so unterschiedlich machen, so wie man den Garten fegt oder so, auf das Ostdeutschsein dieser Familie auf einmal oktroyiert hat. [...] Das war so das einzige, wo das für mich so salient war, diese unterschiedliche Identität.“

Hier findet sich auch das zur Norm erhobene Westdeutschsein wieder. Angesprochen auf die eigene „westdeutsche“ Identität, nutzt der Teilnehmer das „andere“ Gegenüber, um diese Identität überhaupt ergründen zu können. Das Eigene wird als so „normal“ empfunden, dass es nicht hinterfragt wird. Jegliche Abweichung wird registriert. Die Normalisierten treten darüber in Austausch, ob die „Anderen“ denn wirklich anders sind. Der gleiche Teilnehmer der Gruppendiskussion in Köln hat diese Wahrnehmung später so zusammengefasst:

Teilnehmer*in 6:

„Ja, ich glaub halt auch, weil Westdeutschland immer noch als die ‚Norm‘ immer noch wahrgenommen wird. Und die ‚Norm‘ nimmt sich ja selbst nicht als besonders wahr. Das ist ja genauso wie weiß zu sein oder so. Wie häufig fällt einem das auf, dass man weiß ist. Wahrscheinlich sehr selten, wenn man sich einem rein weißen Kontext bewegt. Und genauso denke ich mir ist das auch mit West- und Ostdeutschland.“

Die Erkenntnis, dass das „Othering“ und die „Orientalisierung“ von „Ostdeutschen“ auch in der Kohorte der nach 1990 geborenen jungen Erwachsenen einen so großen Einfluss auf die eigene Identitätsbildung nimmt zeigt, wie wirkmächtig diese „Othering“-Diskurse für soziale Gruppen sein können. Es zeigt sich, dass zwar längst nicht alle Diskussionsteilnehmer*innen diese Zuschreibungen über die jeweilige soziale Gruppe auch inhaltlich teilen, dass sie aber im Diskurs geprägt durch Sozialisation, Bildung und mediale Berichterstattung eine große Rolle spielen.

Ich möchte nun zum Abschluss noch einen Blick auf die Analogien in der Identitätsbildung zwischen Ostdeutschen und „Menschen mit Migrationshintergrund“ muslimischen Glaubens nehmen. Naika Foroutan und ich haben dazu gemeinsam einen Artikel mit einigen Überlegungen in den *Blättern für deutsche und internationale Politik* veröffentlicht, aus dem ich hier zum Abschluss zitieren möchte.

„Es gibt geteilte Erfahrungen: Ostdeutsche wie Muslim*innen werden seit Jahrzehnten außerhalb eines Normalitätsparadigmas platziert, das westlich codiert ist und sich selbst als tolerant, demokratisch und zukunfts offen liest, während die genannten Gruppen als intolerant, antidemokratisch und vergangenheitsgewandt das positive Selbstbild negativ kontrastieren. Beiden kategorisierten Gruppen wird unterstellt, sie seien unproduktiv, hätten nie gelernt, richtig zu arbeiten. Auch Larmoyanz ist ein gän-

giges Narrativ, wobei hier sogar eine terminologische Analogie zu betrachten ist: Bei Hinweisen auf Ungleichbehandlung wird von „Jammer-Ossis“ gesprochen; „immer diese Opferperspektive“ heißt es bei den Muslimen. Auch der Vorwurf, „hier“, also im „richtigen Deutschland“, nicht wirklich angekommen zu sein, trifft beide in vergleichbarer Weise – ebenso wie der, sich in der sozialen Hängematte auszuruhen und von Sozialleistungen oder dem „Soli“ zu leben. Sogar der Verweis, anfälliger für extremistische Positionen zu sein, trifft beide Gruppen, deren Männer als aggressiver und gewalttätiger gelten. Selbst die Begründungen enthalten Analogien: Die einen schafften es nicht dazuzugehören aufgrund ihrer antidemokratischen Religion und die anderen aufgrund ihrer Sozialisation in einem antidemokratischen System.

So sind Muslimischsein und Ostdeutschsein zunehmend zu Merkmalen für „Anderssein“ avanciert. Sie benennen nicht mehr bloß deskriptiv eine religiöse Orientierung oder eine regionale Herkunft, sondern sind zu politischen Kategorien geworden, die mit einer neuen Form der Identitätspolitik einhergehen. Daher bezeichnen sich auch Menschen verstärkt als „muslimisch“, für die Religion zuvor keine entscheidende Rolle gespielt hat. Das lässt sich in ähnlicher Weise bei Menschen beobachten, die nach 1990 in den neuen Bundesländern geboren worden sind. Obwohl sie nicht in der DDR aufgewachsen sind, nehmen sie sich doch als Ostdeutsche wahr, vor allem dann, wenn die negativen Seiten Ostdeutschlands thematisiert werden. Die Pauschalisierung erzeugt eine Reaktion, die im Gegenzug einen identitären Bezugszusammenhang herstellt: entweder die Personen versuchen unsichtbar zu werden, um nicht als Angehörige dieser defizitären Gruppe erkannt zu werden, sie versuchen die Stereotype, die Witze, die Herablassungen zu ignorieren oder genauso laut mitzulachen oder auch diese Gruppe glaubhaft zu verlassen, indem sie selbst als native informants besonders schlecht über sie berichten“ (Foroutan, Kubiak 2018, S.99–100).

Das Deutsche Zentrum für Integrations- und Migrationsforschung (DeZIM) widmete sich in einer aktuellen standardisierten Studie der Frage, ob Analogien zwischen Ostdeutschen und Migrant*innen auch empirisch quantifizierbar sind (Foroutan et al. 2019).

Literatur

- Ahbe, Thomas. 2004. Die Konstruktion der Ostdeutschen. Diskursive Spannungen, Stereotype und Identitäten seit 1989. *Aus Politik und Zeitgeschichte* 12–22.
- Collins, Harry, und Robert Evans. 2007. *Rethinking Expertise*. Chicago: University of Chicago Press.
- Collins, Harry, Robert Evans, Martin Weinel, Jennifer Lyttleton-Smith, Andrew Bartlett und Martin Hall. 2015. The imitation game and the nature of mixed methods. *Journal of Mixed Methods Research* 1–18.
- Cooke, Paul. 2005. *Representing East Germany Since Unification. From Colonization to Nostalgia*. Oxford: Berg.
- den Hertog, Frank. 2004. *Minderheit im eigenen Land? Zur gesellschaftlichen Position der Ostdeutschen in der gesamtdeutschen Realität*. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Engler, Wolfgang. 1999. *Die Ostdeutschen. Kunde von einem verlorenen Land*. Berlin: Aufbau Verlag.
- Engler, Wolfgang. 2002. *Die Ostdeutschen als Avantgarde*. Berlin: Aufbau Verlag.
- Foroutan, Naika, und Daniel Kubiak. 2018. Ausschluss und Abwertung: Was Muslime und Ostdeutsche verbindet. *Blätter für deutsche und internationale Politik* 93–102.

- Foroutan, Naika, Frank Kalter, Coskun Canan und Mara Simon. 2019. *Ost-Migrantische Analogien I: Konkurrenz um Anerkennung*. Unter Mitarbeit von Daniel Kubiak und Sabrina Zajak. Berlin: DeZIM-Institut.
- Geißler, Rainer. 2014. *Die Sozialstruktur Deutschlands*. 7. Aufl. Wiesbaden: Springer VS.
- Hollenstein, Oliver. 2012. *Das doppelt geteilte Land. Neue Einblicke in die Debatte über Ost- und Westdeutschland*. Wiesbaden: Springer VS.
- Kollmorgen, Raj. 2011. Subalternisierung. Formen und Mechanismen der Missachtung Ostdeutscher nach der Vereinigung. In *Diskurse der deutschen Einheit. Kritik und Alternativen*, Hrsg. Raj Kollmorgen, Frank T. Koch und Hans-Liudger Dienel, 301–359. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Lamnek, Siegfried. 2005. *Gruppendiskussion. Theorie und Praxis*. Weinheim: Beltz.
- Matthäus, Sandra. 2019. (Il-)Legitim(es) Sein. Zu einer herrschafts-, affekt- und bewertungstheoretischen Subjektivierungstheorie nach Pierre Bourdieu (am Beispiel der Praxis des Wahnsinns). In *Subjekt und Subjektivierung*, Hrsg. Alexander Geimer, Steffen Amling und Sasa Bosancic, 143–167. Berlin: Springer.
- Matthäus, Sandra, und Daniel Kubiak, Hrsg. 2016. *Der Osten. Neue sozialwissenschaftliche Perspektiven auf einen Gegenstand jenseits von Verurteilung und Verklärung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Mayring, Philipp. 2007. *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim: Beltz.
- Pates, Rebecca, und Maximilian Schochow, Hrsg. 2013. *Der "Ossi". Mikropolitische Studien über einen symbolischen Ausländer*. Wiesbaden: Springer VS.
- Quent, Matthias. 2015. Sonderfall Ost – Normalfall West? In *Rechtsextremismus und „Nationalsozialistischer Untergrund“: Interdisziplinäre Debatten, Befunde und Bilanzen*, Hrsg. Wolfgang Frindte, Daniel Geschke, Nicole Haußecker und Franziska Schmidtke, 99–117. Wiesbaden: Springer VS.
- Roth, Kersten Sven. 2008. Der Westen als 'Normal-Null'. Zur Diskurssemantik von 'ostdeutsch' und 'westdeutsch'. In *Diskursmauern. Aktuelle Aspekte der sprachlichen Verhältnisse zwischen Ost und West*, Hrsg. Kersten S. Roth und Markus Wiene, 69–89. Bremen: Hempen-Verlag.
- Said, Edward. 2012 [1978]. *Orientalism. Western Conceptions of the Orient*. London: Penguin Books.
- Spivak, Gayatri C. 1985. The Rani of Sirmur: An Essay in Reading the Archives. *History and Theory* 24:247–272.
- Spivak, Gayatri C. 1988. Can the Subaltern Speak? In *Marxism and the Interpretation of Culture*, Hrsg. C. Nelson und L. Grossberg, 271–313. Basingstoke: Macmillan Education.
- Straughn, Jeremy. 2016. Wo „der Osten“ liegt. Umriss und Ambivalenzen eines verschwundenen und verschwindenden Landes. In *Der Osten. Neue sozialwissenschaftliche Perspektiven auf einen Gegenstand jenseits von Verurteilung und Verklärung*, Hrsg. Sandra Matthäus und Daniel Kubiak, 195–223. Wiesbaden: Springer VS.
- Turing, Alan. 1950. Computing Machinery and Intelligence. *Mind* 59:433–460.
- Wilke, Christiane. 2016. Östlich des Rechtsstaats: Vergangenheitspolitik, Recht und Identitätsbildung. In *Der Osten. Neue sozialwissenschaftliche Perspektiven auf einen Gegenstand jenseits von Verurteilung und Verklärung*, Hrsg. Sandra Matthäus und Daniel Kubiak, 169–193. Wiesbaden: Springer VS.